



GETTY IMAGES

**Freigelassener Mollath:** „Du, der Gustl ist im Fernsehen“

JUSTIZ

## Die andere Hälfte

Nach sieben Jahren in der Psychiatrie ist Gustl Mollath frei. Was sagt eigentlich seine Ex-Ehefrau dazu? Besuch bei einer Frau, die gefangen ist in einer längst beendeten Beziehung.

Am Dienstag voriger Woche klingelte das Telefon bei Petra M. Ein Mann vom Radio war dran, er fragte: „Wissen Sie’s schon?“ – „Was denn?“ – „Gustl Mollath ist frei. Was sagen Sie dazu?“ – „Das ist schön für ihn“, sagte Petra M. überrascht.

Dann besann sie sich und schaute auf den Merkzettel, den sie neben das Telefon gelegt hat, für den Fall, dass mal wieder Reporter dran sind und etwas wissen wollen über ihre damalige Ehe mit Gustl Mollath: Hat er Sie wirklich geschlagen? Warum haben Sie erst nach mehr als einem Jahr Anzeige erstattet? Wann äußern Sie sich zu den Schwarzgeld-Vorfällen? Warum haben Sie seine Habe vernichtet? Haben Sie Angst vor ihrem Ex-Mann?

Auf dem Zettel steht: „Für den Moment ist alles gesagt. Bitte haben Sie dafür Verständnis.“ Das sagte sie zu dem Radiomann. Und legte auf.

Das Telefon läutet oft bei Petra M., seit der Fall Gustl Mollath Schlagzeilen macht. Manchmal mitten in der Nacht, und am anderen Ende hört sie nur jemanden atmen. Manchmal kommen lange Hass-

tiraden, „natürlich anonym, die Leute sind ja feige“. Neulich sagte eine Frau einfach nur: Drecksau! Da entfuhr es ihr: Selber Drecksau. Sofort nahm sie sich vor, sich beim nächsten Mal zur Höflichkeit zu zwingen, sie will sich nicht auf dieses Niveau herabziehen lassen. Sie will ihre Ruhe.



OTTO LAPP

**Wertsachen von Mollath**  
Eine Kiste im Keller, eine im Wohnzimmer

Als Nächstes war vorigen Dienstag aber eine Freundin dran: „Du, der Gustl ist im Fernsehen!“ Auf allen Sendern brachten sie es: Gustl Mollath, wie er auf dem Gelände des Bezirkskrankenhauses über eine grüne Wiese einem Pulk von Reportern und Unterstützern entgegengeht, im hellblauen Polohemd. Wie er erschöpft, verschwitzt und glücklich vor die Kameras tritt, nur mit Pflanzen im Arm, die er selbst gezogen hat in der forensischen Psychiatrie, aus einem Orangen- und einem Dattelnkern.

Petra M. war mal Bankerin, heute behandelt sie Klienten mit Bioenergetik, sie reinigt Räume von schlechten Schwingungen. Schon lange hat sie die Businesskostüme gegen sportliche Jeans getauscht, sie ist eine zierliche Frau, die Haare kurz geschnitten, sie hat wieder geheiratet, ein neues Leben begonnen.

Was hat sie in diesem Moment empfunden? Angst vielleicht vor dem, was nun auf sie zukommt? Oder doch eher Wut darüber, dass der Mann, der 2006 als ihr Peiniger verurteilt worden war, nun als Freiheitsheld und Unschuldslamm gefeiert wird? Petra M. zögert einen Augenblick, lächelt und sagt: „Ich will jetzt nichts Falsches sagen, aber irgendwie hat’s mich schon gerührt, wie er da stand und sich an dem Blumentopf festgehalten hat. Dabei hat ja nicht so viel gefehlt daran, dass er mich umgebracht hätte.“

So sah es auch das Landgericht Nürnberg-Fürth im Jahr 2006. Gustl Mollath habe seine Frau geschlagen, gebissen und gewürgt bis zur Bewusstlosigkeit, er habe Menschenleben in Gefahr gebracht, indem er etliche Autoreifen auf eine Weise zerstach, dass die Luft aus den Reifen erst beim Fahren entwich. Er sei eine Gefahr für die Allgemeinheit. So steht es im Urteil. Aber das zählt nun nicht mehr.

Das Oberlandesgericht Nürnberg hat die Wiederaufnahme des Verfahrens verfügt und Mollaths sofortige Entlassung. Auch für Mollath kam das plötzlich. Ein Freund half ihm, seine Sachen in einen

Transporter zu packen, am späten Dienstagmittag waren siebeneinhalb Jahre Psychiatrieaufenthalt Geschichte. „Irgendwann“, sagt Petra M., „musste ja mal was passieren. Sie können den Mollath ja nicht ewig da drin behalten.“

Immer nennt sie ihn heute „den Mollath“, nicht „Gustl“ oder „meinen Ex-Mann“; das hält ihn auf Abstand zu ihrem jetzigen Leben, soweit das überhaupt möglich ist. Seit Wochen blickt er ihr in ganz Nürnberg von Plakaten entgegen, auf denen seine Unterstützer „Freiheit und Gerechtigkeit für Gustl Mollath“ fordern. Was Mollath selbst unter Gerechtigkeit ver-

steht, hat er in vielen Interviews gesagt: „die volle Rehabilitierung und Wiederherstellung meiner Unschuld“.

Ihr, der Ex-Bankerin, haben diejenigen, die an Gustl Mollath glauben, in diesem Justizdrama die Rolle der bösen Frau zugeordnet: die Hexe, die ihren unbequemen Mann ins Irrenhaus sperren lässt und ihn um Haus und Besitz bringt. „Vielleicht ist das so eine Urangst“, sagt Petra M., „anders kann ich mir den Hass, der mir entgegenschlägt, nicht erklären.“ Ihr glaube man nichts, ihm jedoch alles.

Zum Beispiel, dass sie ihm alles genommen habe. Immer wieder hat er das in Interviews gesagt. Sein Unternehmen, sein Haus, seine Habe, auch seine Ausweisungspapiere – alles weg. Nicht mal das Bild seiner Mutter sei ihm geblieben.

Das Bild der Mutter. Petra M. kennt es noch, aus Zeiten, in denen der Mollath für sie noch der Gustl war. „Es hing am Spiegel vor seinem Schlafzimmer“, sagt sie, „das war ihm heilig.“

Nach Mollaths Fernsehauftritt stieg sie in den Keller. Eine Kiste hat sie dort stehen lassen, Geschirr, Kristallgläser und Besteck der Mutter sind darin, vielleicht kann er das ja jetzt brauchen. Auch die vielen Autoposter in schweren Rahmen sind noch da, die Mollath damals überall aufgehängt hatte. Die andere Kiste steht jetzt im Wohnzimmer. Petra M. weiß nicht

mehr genau, was sie alles hineingepackt hat, damals, als sie das Haus ihres Mannes vor der Zwangsversteigerung räumte.

Es war ja mal die große Liebe, Gustl und Petra, sie 18 Jahre alt, als sie sich kennenlernten, er 22. Sie hatten ein schönes Leben, finanziert von ihrem Gehalt bei der Bank.

Petra M. atmet noch einmal tief durch, dann schaut sie in die Kartons und Schachteln, öffnet eine blaue Kunststoffmappe: Zeugnisse. Zum Beispiel das der Hiberniaschule, „da hat er sein Fach-Abi gemacht, als Zweitbester seines Jahrgangs“. Der Vertrag beim Maschinenbauer MAN, dann seine Kündigung: „... kündige ich fristlos“, steht da mit blauer Tinte geschrieben.

Danach kam die Zeit, in der er einen Handel für Motorradreifen und Zubehör aufmachte, später restaurierte er alte Sportwagen, Ferraris, Alfas, Maseratis. Gemeinsam fuhren sie zu Autorennen nach Monza und Silverstone. Sie machte in der Bank Karriere. Doch seine Werkstatt lief nie. Jahrelang steckte sie ihr Geld in seine Firma, als sie damit aufhörte, im Jahr 2000, war er pleite.

Petra M. öffnet jetzt einen großen braunen Umschlag. Stockfleckiges Papier, sie breitet es aus, schnuppert. Das mollathische Familienstammbuch, in rotschwarz geprägtem Leinen. Eine Ahnentafel, das

Reichspost-Sparbuch des Vaters. Und dann Fotoalben. „Hier, das ist er als Baby!“ Nachdenklich betrachtet Petra M. das Schwarzweißporträt aus dem Jahr 1957: Mollath, noch kein Jahr alt, wie er ernst und ein wenig staunend in die Welt blickt.

„Ich hasse ihn ja nicht“, sagt sie. Schrecklich müsse das sein, habe sie sich oft gedacht. So lange eingesperrt. Schließlich habe er sie ja nicht aus bösem Willen misshandelt: „Das war ja seine Krankheit, die ihn dazu gebracht hat.“

Noch ein dicker Umschlag, Petra M. breitet seinen Inhalt aus: ein Führerschein aus dem Jahr 1972, da trägt Mollath das Haar noch verwegen, nicht so sorgfältig gescheitelt wie heute. Und einen Schnauzer wie Charles Bronson. „Der Führerschein ist ja heute noch gültig“, sagt Petra M. „Da braucht er sich gar keinen neuen zu besorgen.“ Und die Reisepässe! Petra M. schaut in den letzten: abgelaufen im Jahr 2009.

Nachdem Mollath in der Presse einmal mehr den Verlust seiner persönlichen Sachen beklagt hat, erzählt Petra M. einem Reporter vom „Nordbayerischen Kurier“, dass sie etliches davon für ihn aufbewahrt habe. Viele Wochen ist das nun her. „Ich dachte, wenn das in der Zeitung steht, klingelt hier sofort das Telefon“, sagt sie. „Aber komisch, keiner von all denen, die dem Mollath jetzt an-

geblich helfen wollen, hat sich daraufhin gemeldet.“

Laut Gerichtsurteilen schuldet er ihr zum Zeitpunkt der Trennung mehr als 210 000 Euro plus Zins und Zinseszins, dazu kamen Schulden bei der Bank. Sie habe ihn in der Psychiatrie angerufen und ihm vorgeschlagen, das Haus auf dem freien Markt zu verkaufen, um einen besseren Preis zu erzielen als über die Zwangsversteigerung. Was nach Abzug seiner Schulden bei ihr übrig geblieben wäre, hätte ja ihm gehört. Aber der Mollath habe nicht gewollt. „Mit ihm war ja nicht zu reden.“

Am Ende ordnet ein Gericht die Zwangsversteigerung an. Petra M. sagt, sie habe mitgeboten, um den Preis in die Höhe zu treiben. Ungewollt bekommt sie den Zuschlag, zahlt 226 000 Euro. Die verteilt das Gericht an die Gläubiger, damit ist der größte Teil seiner Schulden bei ihr getilgt. Sie verkauft das Haus für 264 000 Euro weiter.

„Es wurde ihm nichts genommen“, sagt Petra M. „Er selbst hat alles verloren. Aber das will ja niemand hören“, eine andere Wahrheit, ihre Hälfte der Geschichte.

Es wird jetzt einiges auf Petra M. zukommen, ein neues Gerichtsverfahren vor allem, schon jetzt war in der „Nürnberger Zeitung“ zu lesen, der größte Saal im Regensburger Gericht werde nicht reichen für die vielen Zuschauer. Und die



**Motorrad-Freak Mollath in den Achtzigern**  
*Zweitbesten seines Jahrgangs*

meisten von ihnen, das lässt sich wohl heute schon sagen, werden kaum ein anderes Urteil akzeptieren als einen Freispruch für Gustl Mollath ohne Wenn und Aber. Petra M. sagt: „Ich staune nur. Für die Leute ist er der Held, und ich bin die Böse.“

Warum, so fragt sie, hat er nicht ein einziges Mal vor Gericht konkret bestritten, dass er sie geschlagen, gebissen, gewürgt hat?

Das Attest, in dem sie sich ihre Verletzungen drei Tage nach dem Vorfall beim Arzt hatte dokumentieren lassen, brachte nun das Urteil zu Fall: Ausgestellt war es auf dem Briefpapier einer Ärztin, doch erstellt hatte es stellvertretend deren Sohn, ebenfalls Arzt, der Petra M. untersucht hatte. Das war für das Gericht nicht zu erkennen gewesen.

Das Nürnberger Oberlandesgericht wollte nun nicht ausschließen, dass das Verfahren einen anderen Ausgang genommen hätte, wenn das Gericht davon gewusst hätte. Den Inhalt des Attests hatte das Gericht allerdings nicht angezweifelt.

Irgendwas, so sieht Petra M. es, ist hier gewaltig schiefgelaufen, es sei eine verkehrte Welt: „Der Täter wird zum Opfer gemacht, das Opfer zum Täter“, sagt sie. „Er ist aber kein Opfer“, sagt sie. „Er hat sich das ja alles selbst zuzuschreiben. Aber die Leute wollen sich das Bild von der bösen Frau einfach nicht mehr kaputt machen lassen.“

Und dann noch ein Griff in die Kiste: „Ach“, ruft Petra M., „da ist es ja!“

Ein Abzug in Farbe, 9 × 13, das Bild der Mutter.

BEATE LAKOTTA